



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freiligrath in seinen Briefen : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freiligrath in seinen Briefen.

(Schluß.)



Der große Erfolg, den seine erste Gedichtsammlung hatte, ermutigte Freiligrath, und die alljährlich sich folgenden neuen Auflagen ermöglichten es ihm, noch einmal, und zwar für längere Zeit, die verhasste Knechtschaft des Comptoirdienstes abzuschütteln. Sieben Jahre, von 1839 bis 1846, war es ihm auf diese Weise vergönnt, mit wechselndem Aufenthalt, meist an seinem vielgepriesenen Rhein, ganz sich selbst, seinen Studien und seiner Muße zu leben. Sie überzeugten ihn aber auch aufs neue, daß er zum schriftstellerischen Beruf nicht taugte; es fehlte ihm dazu, bei allem Fleiße, die literarische Betriebsamkeit, wie so manche begonnene und nicht zu Ende geführte Unternehmung beweist. Mit männlichem Entschlusse und richtiger Einsicht kehrte er daher auch später, als äußere Verhältnisse es ihm nahe legten, zu dem verlassenen Broterwerb zurück.

In diese Periode fällt seine Umwandlung zum politischen Dichter. Höchsten überraschend wirkte es, als er 1844 von Ahmannshausen aus sein „Glaubensbekenntnis“ kühn in die Welt schleuderte und sich darin mit einemmale von einer so ganz neuen Seite zeigte. Und doch war diese Umwandlung schon seit langem vorbereitet und ganz allmählich vor sich gegangen.

Schon das Geschick der Göttinger Sieben und das Auftreten der freisinnigen österreichischen Poeten Anastasius Grün und Karl Beck hatte Freiligrath seinerzeit mächtig ergriffen. Im Mai 1838 schreibt er: „Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mukti exilirt worden wären? — 's ist eine schwüle Zeit; der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Gerät! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuester Zeit Grün und Beck. — Des letzteren Mächte, Gepanzerte Lieder kann ich dir nicht genug empfehlen! Der edelste Liberalismus und dabei eine Phantasie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich.“ Und ein paar Monate später, bei Gelegenheit des auf der Grotenburg zu errichtenden Hermannsdenkmales, in ähnlicher Weise: „Ich dünkte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner, als durch Errichtung eines Mals für Hermann, bethätigen. Was liegt nicht alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch anderes als Denkmäler!“

Schon von dieser Zeit an hat Freiligrath im wesentlichen mit der Periode der Wüsten-, Urwald- und Meeresdichtung abgeschlossen und wendet sich in

dem Zeitgedicht näher liegenden Stoffen zu, zunächst noch in unpolitischer und tendenzloser Weise, indem er nur an Zeitereignisse anknüpft und sich von ihnen zu poetischem Schaffen begeistern läßt. Dieser neuen Richtung, einer Gelegenheitsdichtung im besten Sinne des Wortes, ist der Dichter von nun an bis an sein Lebensende treu geblieben.

Anfangs erklärt er sich mit großer Entschiedenheit gegen die politische Tendenzdichtung, die in den Jahren 1840 und 1841 in Hoffmanns „Unpolitischen Liedern,“ Herweghs „Gedichten eines Lebendigen,“ Dingelstedts „Kosmopolitischem Nachtwächter“ mit Macht hervorbrach und wie ein Ansteckungsstoff weit fortwirkte. Im Hinblick auf sie schreibt er: „Unterdessen ist Herwegh zu Zürich »lebendig.« Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts, und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Oden und ein gut Teil weniger Sorgen giebt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten.“

In dieser Gesinnung warf Freiligrath Ende 1841 mitten in die radikalen Freiheitsphrasen hinein sein berühmtes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Bänken der Partei,

einen Ausspruch, den Herwegh aufgriff, um sich in einem an Freiligrath gerichteten Liebe zum Lobe der Parteidichtung zu ergehen. Auf diese Vorgänge bezieht sich folgende Stelle in einem Briefe Freiligraths an Magerath: „Herweghs schönes Gedicht gegen mich wirst du mit Ruges breiter Sauce in den Jahrbüchern gelesen haben — ich bin eben jetzt mit einer Antwort beschäftigt, und wenn ich, wie vorausszusehen, auch nicht das Feld behalte, so tröst' ich mich doch wenigstens mit dem Gedanken, daß ich die Debatte mit einem einzigen dreisten Worte weiter gebracht oder doch populärer gemacht habe, als hundert Rezensionen imstande gewesen wären. Herwegh ist mir übrigens ein werter Kerl, durch und durch Poet, immenses Talent, Wahrheit der Gesinnung — sonst allerdings Fanatiker! Dingelstedt ist dagegen nichts als ein allerdings sehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, ebenso liberal wie Dingelstedt (wenn ich auch nicht Herweghs vagen, ins Blaue hineinstürmenden Fanatismus teile), aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Troke Bucher treibe, der aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war

auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein andres als das des Refraktärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt, durch Liebe geläutert und verklärt, alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: «Selbst Götter stiegen vom Olymp nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.» Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas schützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!"

Die hier angedeutete poetische Antwort wurde nicht vollendet. Als dagegen im Januar 1843 Herwegh, der von Friedrich Wilhelm IV. in einer Audienz wohlwollend empfangen worden war, die Taktlosigkeit beging, an denselben jenen durch alle Zeitungen gehenden verletzenden Brief „unter vier Augen“ zu richten, der seine Ausweisung aus Preußen zur Folge hatte, da verfaßte Freiligrath, der durch solche Vorgänge die Sache der Freiheit, welcher auch er sich immer mehr angeschlossen, nur kompromittirt sah, seine vernichtende poetische Epistel an Herwegh. Im Begriff, sie zu veröffentlichen, schreibt er an Karl Buchner: „Ich fühle, daß das Gedicht gut und schlagend ist, bin mir auch bewußt, daß ich die Sache und nicht die Person im Auge habe, doch steht mir die junge Produktion noch zu nahe, als daß ich schon selbst in allen Dingen ein ganz freies Urtheil darüber haben könnte. Theilen Sie mir drum das ihrige offen und ohne Hehl mit, Sie wissen wohl, daß ich mit mir reden lasse. Zunächst fragt es sich, ob der unbefangene Leser sofort den durchaus freien Standpunkt des Verfassers erkennen, und keinerlei reaktionäre Tendenzen in dem Poem wittern wird. Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit selbst ans Zeug. . . . Wenn die ächte, wahre Freiheit nicht noch mehr kompromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit (sit venia verbo, ich kann mich aber bei Gott nicht anständiger ausdrücken) energisch entgegenwirken, und dem hoffärtigen Troß zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Atemholen im Maul führt.“

Der Gang der Ereignisse jedoch, das Ausbleiben der Hoffnungen, die man an Friedrich Wilhelms IV. Auftreten geknüpft hatte, führten auch Freiligrath immer weiter nach links, und wie er stets beim poetischen Schaffen nur den zwingenden Impulsen seines Innern folgte, drängte es auch ihn jetzt mit Macht, seine Stimme in dem Chorus der mit Deutschlands Gegenwart unzufriedenen Dichter gleichfalls zu erheben. Bereits im Sommer dieses Jahres beginnen diese politischen Expektorationen. Im August schreibt er an Schücking: „Ich bin seit vierzehn Tagen wieder einmal recht schaffenerig (wie die Schwaben sagen) und lasse ein Sonett nach dem andern vom Stapel. Meist über Fragen

der Zeit, aber auch anderes ist nicht ausgeschlossen. Grundton: ein der Reaktion wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus.“ Und ferner: „Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Liebe, die schon wieder aus der Mode ist, das Zeug mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben, und ich kann es nicht abweisen.“ Im Anfang des nächsten Jahres steigert sich, mit zunehmender Erbitterung, diese Produktivität zu fieberhafter Thätigkeit. Charakteristisch sind die Worte an Schücking: „Ich bin jetzt ordentlich in Grimm: ich sage: Affah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig.“ An Geibel schreibt er um die nämliche Zeit: „Wegen dreier Gedichte, die mir um Neujahr der Kölner Zensur strich, hab' ich heute Bescheid vom Ober-Zensur-Gericht erhalten, leider zu $\frac{2}{3}$ ungünstig lautend. Eine wahre Schmach! Mich wurmt solches Bertreten des Gedankens mehr, als es dich zu wurmen scheint. Ich begreife dein »Gern entsagt er jenen Liedern« auf Seite 49 der Zeitstimmen wahrhaftig nicht. Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innersten meiner Überzeugung, aus den reinsten Tiefen meines Herzens hervorgequollen ist, dem entsag' ich nicht, und sollt' ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken lassen.“

So war Freiligrath jetzt entschlossen, alle äußeren Rücksichten fahren zu lassen. Das Jahresgehalt von 300 Thalern, das er seit 1842 von König Friedrich Wilhelm IV. bezog, hatte er schon mit Beginn des Jahres 1844 nicht mehr erhoben und stand nun im Begriff, „die reine, unzweideutige Stellung einzunehmen, nach der seine Ehrlichkeit lechzte,“ es möge daraus entstehen, was da wolle. „Mein politisches Bändchen »Ein Glaubensbekenntnis« wird, so Gott will, auch bis Ostern fertig. Es wird entscheidend für mein Leben sein. Ich vertraue Ihnen — natürlich ganz und durchaus unter uns — an, daß ich die Pension jedenfalls kündige. Ich will frei und ungehemmt dastehen — die paar hundert Thaler sind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo fast alles, was der König thut, einem die Brust beklemmt. Gott wird weiter helfen! Ich weiß, was ich meinem treuen, guten Weibe schuldig bin, und werde danach handeln. Im schlimmsten Falle bin ich noch immer so viel vom Kaufmann, um einer Kommissstelle von 5—600 Thalern sicher zu sein, die mich wenigstens augenblicklich vor pekuniärem Derangement schützt. Es wird eine harte Nuß sein, diese interimistische Rückkehr zu einer verlassenen, meinem innersten Wesen fremden und nicht zusagenden Fahne — ich brauch' ihr ja aber nur einen Teil meiner Zeit, nicht mein Herz und mein Denken zu widmen, und bin eben, trotz anderweitiger Gebundenheit, frei unter ihr — freier als jetzt, in dieser verfluchtesten aller Amphibienstellungen, in die ein armer Teufel je hineinpatzen konnte. Es steht fest: ich schlag' dem Faß den Boden ein!“

Im Sommer 1844, nach mancherlei Hindernissen, kam das „Glaubensbekenntnis“ heraus und erregte ein ungeheures Aufsehen. Im Vorworte gab

Freiligrath offen zu, daß er damit von jener „höhern Warte“ auf die „Zinnen der Partei“ herabgestiegen sei. Man muß jedoch anerkennen, daß von allen Produktionen der politischen Lyrik, welche die hochgehenden Wogen der damaligen Zeit emporwarfen, die Freiligraths poetisch am höchsten stehen, daß viele von ihnen, trotz aller Tendenz, frei von Herweghs banalen Phrasen und von Hoffmanns Philistrität, Meisterwerke der Dichtkunst sind.

Den Gemüthswechsel glaubte man sich nicht anders erklären zu können, als indem man ihn äußern Einflüssen zuschrieb. Hoffmann von Fallersleben sollte in jener „Nacht im Riesen“ zu Koblenz, im August 1843, wo die beiden Dichter, aus einer Gesellschaft heimkehrend, noch lange bei einem Glase Wein im vertraulichen Gespräch ihre Meinungen austauschten, Freiligrath „bekehrt“ haben. Letzterer gab freilich selber Anlaß zu dieser Annahme durch das im Glaubensbekenntnis veröffentlichte Gedicht an Hoffmann, das sich auf diese Nacht bezog. Hoffmann hat in seinen Lebenserinnerungen eine derartige Einwirkung in Abrede gestellt, auch Freiligrath verwahrt sich mehrfach entschieden dagegen. Von London aus schreibt er später an Brockhaus: „Nur eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: über die Fabel von meiner sogenannten »Konversion« durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionären Presse des Jahres 1844 erfundene und geschäftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmäht, auch nur eine Silbe dagegen zu schreiben, da der Mythos aber in jüngster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versäumen zu dürfen, um der möglichen Wiederholung eines groben Irrthums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Befehung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschlüsse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das »Bis ich alles wußte« in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von innen heraus, von außen herein konstruiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Sozietät.“

„Dichter der Revolution“ ward Freiligrath erst in der Verbannung, in die er sich, noch ehe sein Glaubensbekenntnis erschien, Weiterungen voraussehend, freiwillig begab, zunächst nach Belgien, dann in die Schweiz. Namentlich der Aufenthalt in oder bei Zürich, wo sich damals die deutschen Flüchtlinge zusammenfanden, wirkte ungünstig auf ihn ein und drängte ihn immer weiter nach links. In dem Heftchen Gedichte *Ca ira*, das er 1846 veröffentlichte, trat er vollständig als Bannerträger der Revolution auf, mit solcher Hestigkeit, daß bisweilen die Mäße ganz verstummt unter dem heisern Geschrei des erregten Parteimannes. Auch den sozialistischen Schwärmereien, die damals vielfach mit den radikalen Bestrebungen Hand in Hand gingen, vermochte er sich nicht ganz zu entziehen. Er schreibt in dieser Hinsicht: „Ich bin nicht Kommunist, wenigstens nicht Kommunist von der enragirten Sorte, aber ich bin der Meinung, daß die neue Lehre, wenn sie auch nur einen Übergang vermitteln sollte, ein wesentlicher Fortschritt ist, und daß sie, in der Humanität wurzelnd, mehr anregen, fördern und zuletzt zur Entscheidung bringen wird, als eine einseitig politische Anschauung. Über die Illusionen deutscher Konstitutionen und Konstitutionsnachen sollten wir doch hinaus sein! Der Kommunismus wird eine Zukunft haben! Alle seine Träume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Kolumbus, nicht in Indien landet, so wird er doch ein Amerika entdecken.“

Vorläufig mußte freilich der einzelne noch für sich selbst sorgen, und auch an Freiligrath, der im Jahre 1841 geheiratet hatte, trat mit wachsender Familie jetzt die Sorge für die Zukunft dringender heran. So wandte er sich denn mit derselben Entschlossenheit, mit welcher er, ohne Rücksicht auf die Folgen, für seine politische Überzeugung in die Schranken getreten war, dem kaufmännischen Erwerbe, der ihm eine gesichrtere materielle Basis gewährte, wieder zu. Mit Ruhe schreibt er darüber an seinen Freund Buchner: „Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer für fernere, regelmäßig alle Jahr wiederkehrende neue Auflagen, wer (bei den täglich zunehmenden Verfolgungen freisinniger Schriften) für die Möglichkeit, poetisch-politische Sachen auch in Zukunft verwerten zu können? Also entschloß ich mich kurz, schrieb vor drei Monaten nach London, und werde jetzt in wenigen Wochen eine Existenzbasis unter den Füßen haben, auf der mir die wechselnde Gunst des Publikums sowohl, wie die Donnerkeile der Gewaltthaber gleichgiltig sein können. Und welch Gefühl dabei: nicht mehr von der Poesie leben zu müssen! Wie oft hat es mich schmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein schlimmer Joch für den Pegasus, als dieses! Jedes andre ist golden dagegen!“ Von einem allgemeineren und heute mehr denn je beherzigenswerten Gesichtspunkte aus betrachtet er seinen Fall in einem Briefe an Schücking: „Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Teil der gegenwärtigen Misere davon her, daß das Schriftstellertum einen besondern Stand bildet. Daher der Zubrang arbeits-

schauer Jungen, daher die Produktion aus Not, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen besseres mißtrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruiniert. Ich wünsche von Herzen, daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt thue, so müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen. Louis Blanc, in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit, hat vollkommen Recht: der wohlhabende Autor widme sich nur dem Kultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber schaffe sich sein täglich Brot durch irgend ein unbescholten praktisch Gewerbe, und überlasse sich nur in seinen Wehestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist.“ Wir knüpfen hieran gleich noch die folgenden, ebenfalls ein aktuelles Interesse in Anspruch nehmenden Worte Freiligraths: „Schriftstellerversammlungen, gleichviel zu Stuttgart oder zu Weimar, thun's nicht. Mögen sie sich zusammenthun zum Trinken und zum Toastiren, das geht schon an, aber weiter bringen sie es auch nicht! Überhaupt: der Genius ist immer einsam gewesen! Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch einen Gedankenblitz weiter, als Millionen räsonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe.“

So ging der Dichter im Sommer 1846 nach London, um in eine Comptoirstelle einzutreten. Aber schon das Jahr 1848 brachte ihn wieder zurück. Als der Sturm der von ihm mit Jubel und neuen Gedichten begrüßten Februarrevolution auch über Deutschland hinwegte, litt es ihn nicht länger fern von den Ereignissen. In Düsseldorf, wo er zunächst seinen Aufenthalt nahm, trat er dem Volksklub bei, aber da ihm die Gabe der Beredsamkeit fehlte, so wirkte er durch Gedichte, die er als Flugblätter zu tausenden austreute, darunter das großartige „Die Toten an die Lebenden,“ wegen dessen er im August in Untersuchungshaft genommen wurde. Der Ausgang dieses Prozesses ist charakteristisch für die damaligen Zustände. Es konnte gar nicht zweifelhaft sein, daß in dem Gedichte der Umsturz der bestehenden Staatsgewalt angepriesen wurde; trotzdem sprachen am 6. Oktober die Geschworenen nach kurzer Beratung einstimmig ihr Nichtschuldig aus, und von der Bürgerwehr und einer zahlreichen Volksmenge ward der populäre Dichter mit Musik und unter Blumenregen nach Hause geleitet und abends ihm ein Fackelzug gebracht. Kurze Zeit darauf trat Freiligrath mit in die Redaktion der in Köln neubegründeten Neuen Rheinischen Zeitung ein. Als aber diese im Jahre 1849 einging, zog er sich, von dem Gange der Dinge sehr unbefriedigt, immer mehr von der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und im Begriffe, das zweite Heft seiner „Neuern Politischen und Sozialen Gedichte“ ausfliegen zu lassen, ging er im Mai 1851 aufs neue in die Verbannung nach England; noch rechtzeitig genug, denn nicht lange darnach folgten ihm zwei Steckbriefe, der eine aus Düsseldorf wegen des eben genannten Heftchens, der andre aus Köln wegen angeblicher

Beteiligung an einem Komplot. In beiden Angelegenheiten fand eine gerichtliche Verhandlung in contumaciam nicht statt, sodaß diese Anklagen lebenslang über Freiligrath schwebten.

In der „Galeeren- und Treitmühlenarbeit,“ die, „deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull übernommen,“ nun in London wieder begann, ließ sich die Muße Freiligraths nur noch selten vernehmen, bei besondern Anlässen, wie zur Schillerfeier 1859, im Kriege 1866, oder wenn ein Familienfest im Freundeskreise den Dichter zu einem jener humoristischen Gedichte aufmunterte, von denen in der neuesten Gesamtausgabe köstliche Proben mitgeteilt sind. Auch der Briefwechsel wird jetzt spärlich, wie er es schon in den vorausgehenden Sturmjahren war: die Stellung, die Freiligrath in jenen Jahren einnahm, hatte doch so manche alte Verbindung gelockert.

Wie tief er bei seinem lebhaften Heimatsgefühl die Schwere des Exils empfand, geht aus vielen Stellen des Briefwechsels hervor, und doch kann er in seinem knorrigen westfälischen Charakter, wie er an den einmal ergriffenen politischen Idealen festhält, so sich auch zu keinen Zugeständnissen herbeilassen. An Karl Buchner schreibt er: „Gott weiß, lieber Freund, wie gern ich wieder in Deutschland wäre! Diese letzten sechs Jahre haben mich recht gelehrt, was die Heimat mir ist, und was ich, fern von ihr, entbehre! Ich bin so deutsch geworden, daß ich das Exil wirklich nur hier, im germanischen England, möglich und erträglich finde (aber auch nur erträglich) — und dennoch kann ich mich zu Schritten, wie Sie anzudeuten scheinen, nicht entschließen. Ich müßte also doch petitioniren, ich müßte also doch wenigstens Versprechungen geben! Das geht nicht! . . . Mich und uns alle kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen! Thut sie's nicht, ist sie überhaupt tot, oder erhebt sie ihr Haupt erst wieder, wenn das unsrige längst unterm Rafen liegt, so bin ich resignirt, und hoffe die Kraft in mir zu tragen, das Unabänderliche, selbst Herausgeschworene ausdauern zu können — bis ans Ende!“ Auch die Amnestie König Wilhelms vom Jahre 1861 konnte bei der eigentümlichen Lage Freiligraths, der weder verurteilt noch freigesprochen war, diesen starren Sinn nicht brechen: „Die preußische »Amnestie« ist für mich rein illusorisch. Ich müßte mich, jenem »Gnadenerlaß« zufolge, bei meiner Rückkehr erst noch verurtheilen und sodann durch den Justizminister speziell der »Gnade« des Königs empfehlen lassen. Das kann mir natürlich nicht konveniren, und so darf ich denn auch keine Pläne machen, Waldluft bei euch zu trinken.“

Trotz alledem bewahrte das gute deutsche Herz den Dichter, der sich auch von dem unerquicklichen Treiben der deutschen Emigration in London fernhielt, vor jener Verbitterung und schroffen Stellung, in die Exilirte nur zu leicht hineingeraten. Als Auerbach bei Gelegenheit der von Freiligrath veranstalteten Anthologie „Dichtung und Dichter“ wieder mit letztem anknüpft, antwortet ihm Freiligrath hocheifrig: „Bedarf es nun noch erst der Versicherung, lieber

Freund, daß mir deine Sendung recht in der Seele wohlgethan hat? Laß dir warm und treu die Hand dafür drücken! Du bist wirklich fast der einzige noch, der mir in solcher Weise zeigt, daß ich nicht ganz vergessen bin drüben, und glaube mir, daß ich das anzuerkennen weiß. Daß ich euch nicht vergessen habe, daß ich, wie verschlagen auch von der Heimat und wie fernab den behaglichen Gleisen einer rein literarischen Existenz, dennoch treu gedenkend an der Heimat und den alten, ruhig in ihr gebliebenen Freunden festhalte; daß ich mir einen freien, unbefangenen Blick für die geistigen Bestrebungen des Vaterlandes bewahrt habe; und daß mein Herz, trotz alledem und alledem, unverbittert geblieben ist — das, glaube ich, habe ich durch meine Anthologie »Dichtung und Dichter« zur Genüge bewiesen, und es freut mich, daß dafür der eine oder andre jetzt wieder zu mir kommt.“ An einen andern Freund schreibt er: „Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie du mich dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Überzeugungen, und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir wert, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt.“

Das Jahr 1866 brachte Freiligrath schwere Sorgen, da die Londoner Agentur der Schweizer Bank, welcher er in dem letzten Jahrzehnt als Manager (Bureauchef) vorgestanden hatte, einging. Somit sah sich der alternde Dichter für den Rest seiner Tage aufs neue einer ungewissen Zukunft preisgegeben. Da faßten treue Freunde den Plan, für ihn ein Nationalgeschenk, eine „Freiligrathdotation“ anzuregen, und das noch nicht dagewesene geschah: in kurzer Zeit waren beinahe sechzigtausend Thaler aufgebracht, welche die Nation selbst dem Dichter darbrachte, damit er von Sorgen befreit, sein Leben in Ruhe beschließen könne. Nun ließ sich auch eine Rückkehr ins Vaterland nicht länger von der Hand weisen, wenn auch die neue preußische Amnestie von 1866 wiederum auf Freiligrath nicht anwendbar schien. Der letztere Umstand war mit die Veranlassung für den hartnäckigen Dichter, zunächst nicht in Preußen, sondern in Stuttgart seinen Aufenthalt zu nehmen, obwohl man ihm, wie vorauszusehen war, weder 1867 bei der Reise den Rhein hinauf und der Begrüßungsfeier in Rolandseck, noch im Jahre darauf bei den Huldigungen in Köln die geringsten polizeilichen Schwierigkeiten machte.

So hatte sich doch noch erfüllt, was Freiligrath zehn Jahre früher einem Freunde als seinen schönsten Wunsch hinstellte: „Gott helfe dem Manager, aber ich kann mir doch kein größeres Glück für meine alten Tage denken, als einmal am Rhein oder Weser, oder Ruhr oder Lenne, oder Main oder Neckar, ein stillbeschauliches Leben, an der Seite meiner guten alten Ida, umgeben von meinen herangewachsenen Kindern und natürlich auch zwischen Blumen und Bäumen und Büchern, führen zu können!“

Dies beschauliche Leben wurde noch einmal unterbrochen, als Freiligraths patriotische Lyrik im Jahre 1870 einen heißen Nachsommer erlebte. Wie er seinen ältesten Sohn Wolfgang, der sich dem Bonner Freiwilligenkorps zur Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfelde anschloß, segnend ins Feld entließ, so feierte er mit jugendlicher Begeisterung den nationalen Aufschwung in neuen prächtigen Liedern, darunter dem oftkomponirten „Hurra Germania!“ Dann schwieg er wieder. Wie aber selbst der neuen Gestaltung der Dinge gegenüber der alte Demokrat von 1848 sich spröde verhielt, zeigt uns der Brief, mit dem er 1874 Auerbach die Zusendung von dessen vaterländischem Roman „Waldfried“ beantwortete: „Du (ich identifizire dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehst mir zu weit in deiner Einheitsfreude. Ich brauche dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das »Reich,« wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein. Ich acceptire die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Nothwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür. Ich ehre deine Ansicht, weil ich weiß, daß sie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Überzeugung beruht, aber ich theile sie nicht. Sie unbedingt teilen, hieße ein politisches Programm unterschreiben, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (also auch keiner »besondern Schattirung« innerhalb einer Partei), daß ich, jetzt schon seit Jahren, wieder auf jener »höhern Warte« stehe, von welcher ich einst gesungen.“

So war der Kreislauf vollbracht, der Dichter auf den Ausgangspunkt seiner politischen Bestrebungen zurückgekehrt. Immerhin muß es mit Genugthuung erfüllen, daß er weitab von jenem bissigen, unpatriotischen Pessimismus war, der Herweghs postume, in Gift und Galle getauchte „Neueste Gedichte“ (1877) so widerlich macht; daß er mit dem versöhnenden Akkord seiner Kriegslirik von 1870 abschloß. So konnte die Trauer bei Freiligraths am 18. März 1876 in Kanstatt erfolgten Tode eine allgemeine sein; nicht bloß ein hervorragender Dichter, auch ein treuer Sohn seines Volkes war aus dem Leben geschieden.

